

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 8

Artikel: Die Fanny
Autor: Müller, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

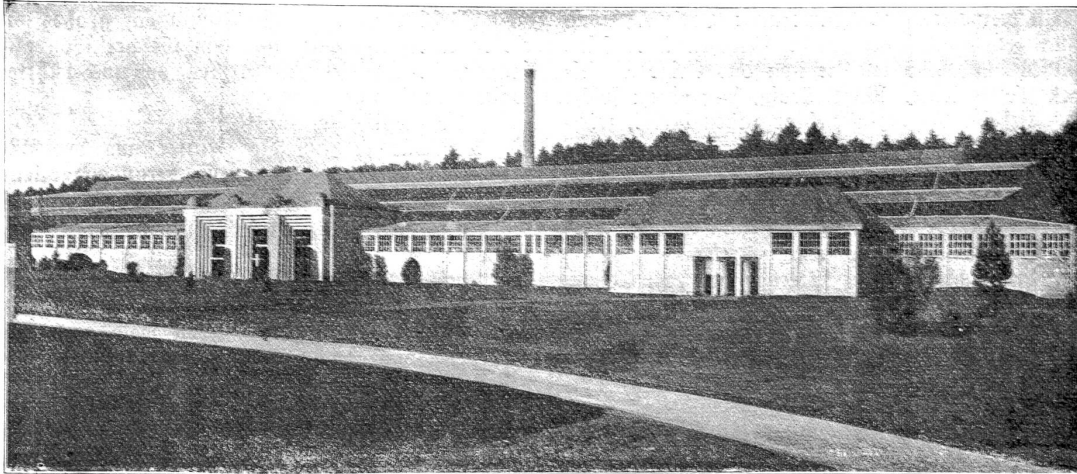
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweizerische Landesausstellung, Bern 1914

Die Maschinenhalle (Fläche 15,000 m²), die größte Halle der ganzen Ausstellung, über 200 Meter lang und 70 Meter breit. Es führen drei Normalspurgleise ihrer Länge nach durch die Halle, welche durch ein Spezialgleise mit dem Güterbahnhof verbunden sind. Die gesamte Eisenkonstruktion hat ein Gewicht von 65,000 kg. Zwei elektrische Krane, mit je 20 Tonnen Hebekraft, sind im Innern der Halle installiert behufs Platzierung und eventueller Translokation der ausgestellten Maschinen.

Die Fanny.

Don Friz Müller. *)

Die Fanny war unser Dienstmädchen. Deutlich klingt ihr Name aus meiner Jugendzeit herauf. So etwa: Jaah-ni!

Ich weiß heute nicht mehr, wie sie ausgesehen hat. Ihr Gesicht ist mit der Zeit verflossen. Aber

„Jaah-ni! — Jaah-ni!“

der Klang hat sich eingepreßt, ganz fest. Heute noch, wenn ich in eine Küche trete, wenn ich mir als alter Anabe da und dort ein Rüttelslein auf einem breiten Treppengeländer nicht verbeißen kann, dann höre ich die zwei langgezogenen Silben aus der Vergangenheit herüberrauschen:

„Jaah-ni! — Jaah-ni!“

Und um den Klang ranken sich dann — ich mag wollen oder nicht — allerhand Erinnerungen herum, Erinnerungen aus der Zeit der kurzen Hosen.

Gestern bin ich umgezogen mit Weib und Kind. Und da stand der Möbelwagen auf der Straße. Voll war er schon, die Türe zu, die dicke Eisenstange quer herüber —

„Halt!“ schreit es von der Treppe. Und da schleppen sie noch einen Koffer heraus, einen viereckigen, grünen Koffer, ein bißel gewölbt der Deckel und ein breites, schep-perndes Schloß vorn dran —

„Was ist denn los?“ ruft der Mann am Möbelwagen ungeduldig.

„Der Koffer von der Köchin muß noch in den Wagen — die Türe auf noch einmal!“

Und dann schieben sie ein wenig brummend den viereckigen grünen Koffer hinein. Den Koffer von der Marie.

Denn unser Mädchen heißt heute „Die Marie“. Die Marie, nicht etwa „Marie“. Es gibt Hauptwörter, mit denen der Artikel fest verschmolzen ist, Fleisch vom Fleisch. Es wäre roh, ihn wegzulassen.

Aber von der Marie habe ich gar nichts erzählen wollen. Von der sollen einmal meine Kinder was erzählen. Die verstehen sie. Wir sind zu groß dazu geworden und zu siebengeheiß. Wir müssen uns auf die Erinnerungen an die kurze Hosenzeit zurückziehen, wenn wir Leute aus dem Volk verstehen wollen. Auf die Zeit, wo noch die Herzen offen standen, sperrangelweit.

Und aus eben dieser Zeit scholl es mir herauf, als ich gestern den grünen Koffer sah, scholl es mir herauf:

„Jaah-ni! — Jaah-ni!“

Und eben von der Jaah-ni will ich was erzählen, eine Erinnerung, eine viereckige, eine Koffererinnerung.

Als die Fanny bei uns eintrat, das muß in grauer Vorzeit gewesen sein. Da steckte ich noch in der Kinderzeit von zwei, drei Jahren, in die keine Erinnerung mehr hinabtauchen will. Oft und oft schiden wir das Erinnern über jene Grenze. Aber es kommt zurück und weiß nichts zu berichten. Aber wenn wir die ausgeschickten und zurückgekehrten Boten nah betrachten, so sehn wir doch: Sie sind mit einem dunklen Glück behangen, einem dunklen Kinder-glück. Das kennt noch keine Preßung in die wirren Wör-terhüllen.

Damals also war die Fanny eingetreten. Und dann muß sie so langsam mit uns verwachsen sein. Mit uns, mit der Küche, mit dem langen Hausgang, mit der Treppe, bis sie eben ein Stück von uns war und von den Dingen, die uns umgaben.

Ich weiß nicht mehr, ob sie tüchtig war oder nicht. Das muß in ihrem Dienstbuch stehen. Sie war ja doch ein Stück von uns. Wie mein Zeigefinger oder mein kleiner Finger. Von meinem Zeigefinger und von meinem kleinen Finger weiß ich auch nicht, ob sie tüchtig sind. Es sind meine Finger, und damit ist es gut. Die Fanny, die war unsere Fanny und damit ist es gut.

Am besten muß dies Gutsein mit der Fanny der kleine Gustl verspürt haben. Denn nicht allen von uns stand die Fanny gleich nahe. Steht uns doch auch zum Beispiel der Zeigefinger näher als der kleine Finger. Und so war der kleine Gustl Fannys Zeigefinger.

Der kleine Gustl ist mein Bruder. Er war unser Jüngster. Ihn umschloß die Fanny mit solch mütterlicher Liebe, als wenn sie selbst ihn unterm Herzen getragen hätte. Unserer Mutter war es recht.

Er kann zwei Mütter brauchen, muß sie sich wohl gedacht haben, so zart und gebrechlich war der kleine Gustl. Es muß auch schwanke Pflänzlein geben, denk ich, denen täte es gut, wenn zwei Sonnen statt der einen am Himmel stünden.

Siehe Besprechung von Friz Müllers Vorleseabend im 2. Blatt.

Und das ist meine früheste Erinnerung: Ich weiß noch, wie die Fanny dem Gustl das weiße Leibchen über seine dünnen Ärmchen schob und wie sie ihm das kleine Löffelchen neben den Teller legte. Merkwürdig, daß einem solche Handbewegung tief im Gedächtnis eingegraben bleibt, während das Gesicht, das Gesicht der Fanny längst hinter einem Nebelberg verschwunden ist.

Und dann, ja dann starb der kleine Gustl. Es gehört nun einmal mit zu der Geschichte, und ich kann es nicht lassen.

Es ging sehr geschwind, dies Sterben bei dem kleinen Gustl. So, wie ein Fenster plötzlich aufflirrt, und ein Windstoß pfeift herein und löscht das Licht aus. Man schließt das Fenster und sieht sich wieder um:

„Das Licht muß doch noch brennen,“ denkt man, man hat die schmale, spitze Flamme, die wie ein Kinderarm nach oben langt, doch noch so fest im inneren Gesicht.

„Ei, freilich muß sie brennen, gleich da hinten bei dem vergifteten Bettstättlein.“

Aber die Flamme brennt nicht mehr. Es ist dunkel.

Und aus dem Dunkel höre ich zwei Frauen weinen. Meine Mutter und die Fanny.

Und hinter dem Schluchzen einher stolperte eine zerrißene Zeit durch unser Kinderzimmer; die Fanny wurde ungut.

Die Mutter, ja, die übertrug die Liebe vom gestorbenen Gustl ohne Rest auf uns. Nicht so die Fanny. Ich weiß nicht, was es war. Vielleicht, daß ihr's nicht recht war, wie wir anders kräftig in die Höhe wuchsen. Vielleicht, daß es ihr vorkam, als hätten wir dem schmalen Gustl durch unser festes Wachstum sein eigenes Erdreich irgendwie verkürzt.

Sei's wie's sei — die Fanny wurde ungut. Sie schalt auf uns. Sie sah uns nur mit einem Auge an und kniff das andere zu. Es war ihr nicht mehr recht, daß wir am Speicher Fangamandl spielten. Sie sagte es der Mutter, daß wir die Hosen auf dem Treppengeländer verrutschten. Sie saß oft stundenlang in der Küche und ließ uns nicht herein, wenn wir Seifenblasenwasser zubereiten wollten.

Auch mit den Eltern hatte sie's verdorben. Wie, weiß ich nicht, ich habe es nicht verstanden damals. Aber das weiß ich, daß eines Tages Vater auf den Suppenteller klopfte und energisch sagte:

„Das geht nicht mehr. Der Fanny muß gekündigt werden.“

Kündigen? Was das ist, wußte ich nicht. Ich verwandelte es in meiner Knabenphantasie in „kindigen“, und auf einmal hatte ich: Von den Kindern wegtun, das bedeutet kündigen.

Und siehe da, es stimmte. Eines Tages hatte die Fanny einen Hut mit einer Feder auf und einen Mantel überm Arm. So stand sie breit im Gang und weinte kein bißchen, sondern sagte mit einer starken Stimme zu einem Mann mit einem Messingschild auf der Mütze:

„Helfen Sie mir den Koffer heraustragen!“

Und dann trugen sie zu zweit einen viereckigen, grünen Koffer heraus. Einen großen Koffer mit einem Deckel, der ein wenig aufgebaucht war. Und ein Riesenschloß schnepperte dran.

Wir Kinder waren über alle Maßen neugierig. Das hatten wir ja nicht gewußt, daß die Fanny einen solchen grünen Koffer hatte. Was da wohl alles drin sein mochte?

Da stieß die Fanny mit dem Fuß auf irgend etwas, was am Boden lag. Ich weiß nicht, was es war. Aber später habe ich mir immer vorgestellt, es müsse ein Spielzeug vom Gustl gewesen sein.

Und als die Fanny stolperte, frachte der schwere, grüne Koffer auf den Flur, überschlug sich und sprang auf . . .

Ich dachte:

„Jetzt wird aber die Fanny ein großes Geschrei machen.“ Aber sie machte gar kein Geschrei, sondern stand mit langen, herabhängenden Armen da und rührte sich nicht, sondern sagte nur:

„Ach Gott, ach Gott!“

Da war plötzlich die Mutter aus dem Wohnzimmer gekommen und überschaute die herausgequollenen Sachen.

„Fanny,“ sagte die Mutter ernst, „Fanny, was ist das da für ein Wäschestück?“ Und sie zeigte auf ein weißes Leibchen.

Nun ging auch noch die Gangtür auf. Der Vater kam vom Geschäft. Und nun standen wir alle um den umgestürzten Koffer herum. Ich weiß noch, daß ich mich wunderte, was doch alles in einen solchen Koffer hinein geht. Besonders fiel mir ein rot und grüner Wachsstock in die Augen und eine goldige Gürtelschnalle, eine großmächtige, und ein dickes Album mit silbrigen Beschlagen. Aber das alles schien meine Mutter nicht zu bemerken. Sondern jetzt wies sie auf einen unscheinbaren kleinen Löffel und sagte:

„Fanny, was ist das da für ein Löffel?“

Und die Fanny stand noch immer da mit hängenden Armen und sagte nichts. Kein Sterbenswort sagte sie.

Aber da war die Tante Pauline dazugekommen, die im hinteren Zimmer wohnte, und die hatte die Hände auf dem Kopf zusammengeschlagen und schrie einmal übers anderemal:

„Nein, jetzt so was! Da muß man doch sofort nach der Polizei schicken. Jawohl, nach der Polizei!“

„Ruhe,“ sagte jetzt mein Vater, bückte sich und nahm ein weißes Blatt aus dem Gemengsel. Das weiße Blatt habe ich heute noch. Es ist ein Hotté-hü drauf. Ein Hotté-hü, das war ein Pferd gewesen bei unserm Gustl. Und er hatte es selbst gezeichnet als eine Walze mit vier Steden.

Dieses Hotté-hü zeigte der Vater unserer Mutter und sagte nur ein Wort dazu: „Gustl!“

Und dann griff die Mutter in das Durcheinander, nahm das Löffelchen heraus, hob's in die Höhe und sagte auch weiter nichts als „Gustl“.

Und dann tauchte noch einmal ihr Arm in das Gemühl und hielt ein weißes Leibchen in der Hand, ein kleines, weißes Leibchen. Und aus den kleinen Löchern dieses Leibchens wuchsen plötzlich zwei dünne, kleine Ärmelchen durch, nach oben, wie eine Kerzenflamme, die noch einmal aufwärts flackert, bevor sie auslischt. Und die Mutter wollte wieder „Gustl“ sagen.

Aber es ging nicht. Denn es kam ein Schluchzen heraus, ein langes Schluchzen. Und dazwischen legte sie der Fanny die Hände auf die Schulter und sagte stoßweise:

„Jaah-ni, Sie müssen verzeihen — verzeihen — aber das Löffelchen — ja, das Löffelchen — und das Leibchen — ja, das Leibchen — das gehört ja alles — ja, alles Ihnen — — und —“

„— und nur das kleine Stück Papier mit dem Hotté-hü darauf,“ fiel hier der Vater ein, „nicht wahr, Fanny, das schenken Sie uns wieder?“

Und jetzt fing die Fanny auch zu weinen an. Und die Tante Pauline war in ihr hinteres Zimmer zurückgeschlichen. Und der Dienstmann stand noch immer da und drehte verlegen an seiner roten Mütze mit dem blinkenden Blechschild darauf.

Und auf den trat jetzt der Vater zu, schrieb etwas auf ein Stück Papier, holte seine Geldbörse heraus und sagte:

„So, diesen Monatslohn tragen Sie an diese Adresse von dem neuen Mädchen und sagen ihr, sie soll sich einen anderen Platz suchen, wir hätten unsere Jaah-ni wieder.“

* * *

Und dann war die Fanny noch viele, viele Jahre über meine kurze Hosenzzeit hinaus bei uns.